

IM LAND DER TRAURIGEN FRAUEN

Yessenia wächst ohne ihre Mutter Salvadora auf. Diese sitzt im Gefängnis, weil sie ihr Baby erdrosselt hat. Sie tat es auf Befehl eines Gangmitglieds, das drohte, ansonsten Yessenia zu ermorden. Die Richter wussten dies – und verurteilten Salvadora trotzdem zu einer langen Strafe

EL SALVADOR

Straßengangster überfallen eine Schwangere, treten ihr in den Bauch; sie verliert ihr Kind. Ein Richter verhängt eine harte Strafe: 30 Jahre Gefängnis – für die junge Frau, wegen »illegaler Abtreibung«. Jahrelang waren derartige Urteile normal in El Salvador, doch jetzt regt sich Widerstand gegen die Ungerechtigkeit

Text: Jan Christoph Wiechmann, Fotos: Nadia Shira Cohen

CRECIENDO EN TI MAMÁ



9



8



7



5



3



10



9



8



7

6



5

4

3



2

1

DE 11:00 a 1:00pm TODAS
LAS PACIENTES AYUDAN A
PREPARAR LOS ALIMENTOS
Y LUEGO ALMUERZAN POR
LO QUE SE PUEDE RECIBIR
VISITAS A ESTA HORA.
"GRACIAS POR SU
COMPRENSION"



Abigail Sanches hat sich zur Geburtsvorbereitung aus San Luis Stalpa ins 35 Kilometer entfernte Hospital nach Planes de Renderos begeben. Hilfe bei Hausgeburten ist in El Salvador gesetzlich verboten



Für Mädchen und junge Frauen ist das Leben in El Salvador, wie hier in Suchitoto, oft gefährlich: In vielen Gegenden herrschen Banden; die Polizei bietet wenig Schutz vor Vergewaltigung. Werden die Opfer aber schwanger, ist die Staatsmacht zur Stelle – und zwingt sie, die Kinder auszutragen

ZEHN WOCHEN BEVOR ihre Tochter auf die Welt kommen sollte, macht die Putzfrau Teodora Vásquez, 24, Mutter eines vierjährigen Jungen, sich auf den Weg zu einem Krankenhaus in San Salvador. Sie hofft auf einen Termin in der Gynäkologie, um den Gesundheitszustand ihres Babys untersuchen zu lassen. Die Kleine soll Genesis heißen.

Es ist nur eine kurze Fahrt mit dem Bus, aber in El Salvador, einem der gefährlichsten Staaten der Welt, sind Busfahrten ein Sicherheitsrisiko. Fahrer, die Erpressungsgelder nicht bezahlen, werden von Banden erschossen, Passagiere werden ausgeraubt. Und tatsächlich entern an jenem Julitag im Jahr 2007 bewaffnete Banditen der Straßengang Mara Salvatrucha den Bus der Linie 4. Die Männer rauben die Passagiere aus, bedrängen sie.

Einer tritt Teodora in den Bauch.

In den Tagen danach plagt sie sich mit Schmerzen, „als läge ein Stein im Bauch“, dennoch geht sie weiter putzen in einer Privatschule im vornehmen

Teodora Vásquez gilt im Frauengefängnis Ilopango als »Kindsmörderin«. Ihr Verbrechen: Sie verlor ihr Baby, nachdem ihr ein Gangster in den Bauch getreten hatte



Stadtteil Escalón. Teodora arbeitet, seit sie 13 Jahre alt ist, um das Schulgeld für ihre acht Geschwister mit zu bezahlen. Ihr Gehalt, 120 Dollar im Monat, benötigt sie jetzt dringender denn je. Die Strampelanzüge für ihre Tochter hat sie bereits gekauft, aber noch fehlen Babynahrung und Windeln.

Drei Tage nach dem Überfall ist sie gerade dabei, die Schultoiletten zu putzen, als ihr schummrig wird. Sie ruft einen Notarzt – „Ich bin schwanger und habe starke Bauchschmerzen“ –, doch der trifft nicht ein. Teodora verliert das Bewusstsein. Als sie irgendwann wieder zu sich kommt, erblickt sie eine Blutlache und zwei Polizisten und erhält die schlimmste Nachricht, die eine Mutter bekommen kann.

Ihr Kind ist tot.

Die Polizisten nehmen sie fest und führen sie in Handschellen ab. Amtsärzte untersuchen sie, Kamerateams erscheinen auf der Wache, und am Tag darauf schreiben die großen Zeitungen „La Prensa Gráfica“ und „El Diario de Hoy“: Illegale Abtreibung! Wieder eine Babymörderin gefasst!

Die Nachricht geht durch das ganze Land und erreicht auch ihre Eltern sowie ihren Sohn Angel in ihrem Heimatdorf Tacuba, nicht weit von der Grenze zu Guatemala. Von einem Tag auf den anderen gelten die Vásquez' als Familie von Kindermördern. Sie werden zu Ausgestoßenen im Ort, selbst in der eigenen Großfamilie.

Ein halbes Jahr später, es ist der 11. Januar 2008, steht Teodora Vásquez vor Gericht.

Das Baby wurde erstickt, bezeugt der Pathologe. Teodora selbst wird nicht angehört, entlastendes Material nicht zugelassen. Das Urteil der Richterin lautet: 30 Jahre Haft wegen heimtückischen Mordes.

El Salvador, 6,4 Millionen Einwohner, so klein wie Hessen, hat eines der rigiden Abtreibungsgesetze der Welt. 1998 setzte die rechtskonservative Nationalistische Republikanische Allianz (ARENA) mit Unterstützung der Kirchen und amerikanischer Pro-Life-Organisationen durch: Abtreibung ist unter allen Umständen verboten, selbst im Falle von Vergewaltigung, Kindesmissbrauch und bei Gefährdung der Gesundheit der Mutter.

Bei einer Fehlgeburt entsteht nun schnell der Verdacht, es könne sich um einen bewusst herbeigeführten Schwangerschaftsabbruch handeln. Die salvadorianische Justiz hat zwischen 2000 und 2011 mit missionarischem Eifer mehr als 130 Frauen strafrechtlich verfolgt. ARENA-Politiker wollen die Strafe jetzt auf 50 Jahre anheben. Höher als für Raubmorde oder Vergewaltigungen mit Todesfolge.

DAS FRAUENGEFÄNGNIS VON El Salvador liegt am Rand der Hauptstadt im hügeligen Vorort Ilopango. Seit dem Morgen grauen bilden sich vor den bleichen Mauern der Strafanstalt lange Schlangen der Angehörigen. Sie tragen Plastiktüten voller Seife und Toilettenpapier – Produkte, die es drinnen nicht gibt. Für die Versorgung der Häftlinge müssen die Familien sorgen.

Starker Regen setzt ein, eine Kaltfront aus Richtung Nicaragua zieht auf, es ist Oktober 2017, Regenzeit. Im Innenhof, unter einem Vordach, sitzt Teodora Vásquez, inzwischen 34 Jahre alt, eine kleine Frau mit zurückgesteckten langen Haaren, in denen das erste Grau schimmert wie nächtlicher Regen. Neben ihr hocken zwei weitere Frauen, die die Erlaubnis des Justizministeriums erhielten, mit uns zu sprechen: Salvadora, 30 Jahre alt, und Mayra, 35, die Veteranin. Sie gehören zu „Las 17“ – den ursprünglich 17 Frauen, die wegen



vermeintlicher Kindstötungen lebenslange Haftstrafen verbüßen.

„Inzwischen sind wir 25“, sagt Teodora. „Gerade ist die Jüngste eingeliefert worden. Evelyn, erst 19. Sie ist unser Baby.“

„Und Teodora ist unsere Anführerin“, erzählt Mayra stolz.

Teodora fühlt sich geschmeichelt. „Wir sind eine Familie“, sagt sie. „Sonst überlebt man hier nicht.“

Es gibt sehr viel Zärtlichkeit zwischen den Frauen, sie umarmen und trösten einander oft. Es mag daran liegen, dass sie dasselbe Schicksal teilen, aber auch daran, dass sie für das Überleben im Gefängnis eine Gemeinschaft brauchen, einen Verteidigungspakt. Sie gelten unter den Schwerverkriminellen als die niedrigste Kategorie, Kreaturen aus dem

Fürsorge für das Leben: Mit Fußabdrücken werden Neugeborene im Krankenhaus von Suchitoto registriert. Die Kindersterblichkeit sinkt in dem Land seit Jahren

Tiefgeschoss der Gesellschaft. Sie werden von den anderen Frauen geschlagen, vergewaltigt, ausgebeutet und als *mataniñas* bezeichnet – Kindsmörderinnen. Oder *perras*: Hündinnen.

„Ich bin keine Hündin, ich bin ein Mensch“, sagt Mayra trotzig.

„Natürlich, Mayra“, tröstet Teodora die 35-Jährige.

Mayra, seit 15 Jahren hier, kann weder lesen noch schreiben. Ihre Augen weichen jedem Blickkontakt aus, als fühlte sie sich verfolgt. Sie arbeitete schon mit zwölf als Hausmädchen und wurde dabei mehrmals von dem Neffen

ihrer Chefin vergewaltigt. „Mein einziges Mal mit Männern, bis heute“, sagt sie. „Ich will auch nie mehr einen.“

Mayra hatte nach eigenen Aussagen während ihrer Schwangerschaft eine Fehlgeburt. Die Staatsanwaltschaft jedoch klagte sie wegen Abtreibung an. Mayra wurde wie Teodora zu 30 Jahren Haft wegen Mordes an ihrem Embryo verurteilt.

Nur Salvadora, seit neun Jahren hier, eine dürre, fahle Mutter zweier Kinder, der die Haftzeit jede Gesichtsfarbe genommen hat, fühlt sich schuldig. „Ich sitze zu Recht hier“, sagt sie leise.

„Du bist nicht schuldig“, entgegnet Teodora.

„Doch“, beharrt Salvadora. „Ich habe mein Baby erdrosselt. Das hier ist meine gerechte Strafe.“

»WIR SIND EINE FAMILIE«

TEODORA VÁSQUEZ ÜBER SOLIDARITÄT DER FRAUEN



Junge Mütter bringen in der staatlichen Frauenklinik ihre Neugeborenen zum Baden. Das Klinikpersonal ist angewiesen, bei der Untersuchung der Schwangeren auf Anhaltspunkte für versuchte Abtreibungen zu achten und jeden Verdacht zu melden

Sie wollten das Kind nicht?, fragen wir vorsichtig.

„Das ist es nicht.“

Wurden Sie gezwungen?

„Nein, es ist allein meine Schuld.“ Sie antwortet wie mechanisch.

Später gesteht uns ihre Mutter Esperanza unter Tränen, dass Salvadora zu der Tat gezwungen wurde – vom Erzeuger des Kindes, „Chico“, Anführer einer Straßengang. Auch die Gerichtspapiere, die GEO vorliegen, bestätigen das. Dort heißt es, „dass zwei Gangster ihr mitteilten, wenn sie das Baby nicht umbringt, werden sie ihre beiden anderen Kinder töten.“ Und wird die Wahrheit bekannt, dann ebenfalls. Dennoch wurde sie verurteilt.

„Vorsicht also, was Sie berichten“, sagt Salvadora.

„Aber wir brauchen Ihre Hilfe“, entgegnet Teodora. „Nur Druck aus dem Ausland hilft uns hier raus.“

Es ist die Frage, die immer wiederkehren wird: veröffentlichen oder ver-

schweigen? Der Wahrheit folgen oder den Drohungen?

Der Regen prasselt unaufhörlich auf das Blechdach im Innenhof. Überall an den Wänden prangt das gelbe Logo des Rehabilitationsprogramms „Yo Cambio“ (Ich ändere mich). „Las 17“ nehmen teil daran; sie kochen und nähen, sie backen und werken. Im Unterschied zu den anderen Häftlingen dürfen sie dabei allerdings kein Geld verdienen. Ohne Geld jedoch können sie nicht zu Hause anrufen. Und ohne Anrufe zu Hause ist eine vorzeitige Entlassung aus der Haft erschwert – wegen fehlender Familienanbindung.

Allein der Antrag für einen Besuch im Gefängnis kostet zehn Dollar – zu viel für die zumeist armen Familien. Mayra hat seit 15 Jahren kein einziger

In Tacuba lebt Teodora Vásquez' Familie. Ihr Sohn Angel (stehend) war vier, als seine Mutter verhaftet wurde – und wartete ein Jahr lang jeden Sonntag auf ihre Heimkehr

Angehöriger mehr besucht, Salvadora seit sechs Jahren nicht. Sie sagt: „Ich will nicht, dass meine Kinder mich hier so sehen.“ Teodora hält ihr entgegen: „Ich sehne mich nach jedem Besuch meines Sohnes. Er weiß, dass ich unschuldig bin. Er soll jedes Detail erfahren.“

Andere Frauen im Hof, die meisten von ihnen schwer tätowiert, blicken argwöhnisch hinüber. Sie gehören zu den Straßenbanden der Maras – verurteilt wegen Mordes, Erpressung, Folter – und geben Meldung an ihre Gangs draußen: „Las 17“ haben wieder Besuch von Ausländern. Ihr könnt Geld von deren Familien erpressen.

Teodora erwidert die Blicke. Sie wehrt sich gegen die Einschüchterungen und kämpft für die Zusammenlegung der 25 Frauen in einer Zelle. Sie müssen den Banden im Gefängnis nicht nur die Wäsche waschen, sondern auch noch „Gebühren“ fürs Duschen bezahlen, für Wasser, Klopapier, Seife – Strafgelder, weil sie die „Abtreiberinnen“ sind.

Teodora nimmt uns zur Seite. „Salvadora wurde von den Maras schon immer wie eine Sklavin behandelt“, verrät sie. „Und die Gang in Salvadoras Viertel hat ihr ausrichten lassen, dass ihre Kinder getötet werden, wenn sie den Bandenmitgliedern hier drinnen nicht die Wäsche wäscht.“

Wenn die Frauen über ihre Kinder sprechen, kommen ihnen die Tränen. Das einzige Ziel, das sie nach all den Jahren in Haft noch haben, ist es, ihre Kinder wiederzuhaben und den Rest des Lebens für sie da zu sein. „Politiker und Kirchenleute sagen, sie wollen mit dem Gesetz Kinder schützen“, empört sich Teodora. „Aber unsere Kinder sind ohne jeden Schutz, sie wachsen ohne ihre Mütter auf.“

Es ist einer der vielen Widersprüche: In El Salvador dreht sich vieles um die Rechte des Fötus. Nicht um die der lebenden Kinder.

Teodora arbeitet in jenem Herbst an der Wiederaufnahme ihres Verfahrens. Sie hat im Gefängnis ihren Schulabschluss gemacht und mithilfe einer Anwältin entlastendes Material aufgetrieben. Doch sie steckt in einem Dilemma. Sie will einerseits ein Exempel statuieren vor den Augen der Welt und auch die anderen Frauen befreien. Andererseits will sie ihren Fall in El Salvador nicht publik machen. „Meine größte Angst ist, dass die Maras meinen Sohn töten, wenn der Fall der Kindermörderin aufgebauscht wird.“

Sie stehe da vor der Entscheidung: Wahrheit oder Leben?

Die Fahrt zu Teodoras Sohn führt uns über kurvenreiche Strecken durch das Hochland, vorbei an Zuckerrohrfeldern und Kaffeeplantagen, an Tagelöhnern und uniformierten Hausmädchen in Schürzen – Hinterlassenschaften der alten Kolonialordnung.

In Tacuba angekommen, gelangt man zur Familie Vásquez nur über einen schmalen Pfad durch den Regenwald. Am Eingang steht ein Posten der Maras,



»Wir haben es in El Salvador mit einem repressiven System zu tun«, sagt die Anwältin Sara García. Sie hat die Freilassung der Frauen zu ihrem Lebenswerk gemacht

ein junger Mann in Jeans und Muskelshirt. Jeder Besucher wird registriert wie bei einem Grenzübertritt. Selbst auf dem Land sind die Territorien aufgeteilt in die der Mara Salvatrucha, kurz MS 13, und jene der konkurrierenden Barrio 18. Die Gangs herrschen über ihre Gebiete wie absolutistische Fürsten – und gemäß der Formel: Wer Erpressungsgelder nicht zahlen will, wird ermordet.

Es sind Terrorregime einer anderen, der furchtbarsten Art.

Der Pfad führt vorbei an den Häusern von Teodoras Onkeln, die den Kontakt zu ihr abgebrochen haben. Immer weiter geht es hinein in ein Dickicht aus Mangobäumen, Kokospalmen und Orchideen – Anzeichen von Schönheit inmitten eines zutiefst gestörten Landes. Erst nach einem Kilometer erscheint umgeben von Maisfeldern das Haus, in dem Teodoras Familie lebt. Es sind einfache Bauern, in ihrer Küche lagern Berge von Mais und Bohnen, daneben steht ein großer Gebetstisch, vor dem Teodoras Eltern niederknien, um für ihre Rückkehr zu beten.

„Wir warten jeden Tag“, sagt ihre Mutter María Elena, 63, eine Frau mit tiefen Falten, von denen sie sagt, dass jede für einen Tag Haft steht, bislang 3796. Auf dem Boden sitzt Teodoras Vater, ein schweigsamer Mann, der wie abwesend Blumenstängel in Bananenstümpfe steckt, die als Vasen fungieren. „Wie konnte die Richterin das tun – eine Frau?“, sagt María. „Meine Tochter verlor ihr Baby und ich meine Tochter.“

Sie holt ihren Enkel Angel dazu, 14. Er hat sich fein gemacht, Gel ins Haar geschmiert und ein Trikot des FC Barcelona angezogen. „Angel hat ein Jahr lang jeden Sonntag auf seine Mutter gewartet“, erzählt María. „Ich rief: Angel, Mittagessen! Nein, ich warte noch auf Mama“, hat er gesagt. Sie kommt nicht mehr, habe ich dann geantwortet. „Doch, doch, sie kommt.“ Erst am Abend ist er reingegangen.“

„Erinnerst du dich?“, fragt sie.

„Ja, Mama“, antwortet er.

„Sie war sehr zärtlich und hatte einen wunderbaren Geruch“, sagt er, „wie Wald nach Regen.“

Anfangs hat Angel Freunden gegenüber behauptet, seine Mutter arbeite im Ausland, aber da haben die Banden seine Familie sofort auf Auszahlung der *remesas* erpresst, der Gehaltssendungen in die Heimat. Seitdem gibt er seine

»ER WEISS: ICH BIN UNSCHULDIG«

TEODORA ÜBER IHREN SOHN

Gefahr für viele Frauen

Internationale Statistiken zeigen: Strikte Gesetze senken die Zahl der Abtreibungen nicht

Jedes Jahr sterben Zehntausende Frauen und Mädchen bei dem Versuch, eine Schwangerschaft zu beenden, die meisten in Afrika. Fast sieben Millionen müssen wegen teils schwerer Verletzungen behandelt werden: Sie schlucken Bleichmittel, führen sich Hühnerknochen oder Zweige ein. 25 Millionen solcher unsicheren Abtreibungen ereignen sich jährlich weltweit. Nur in den Industrieländern sinkt die Zahl der Abtreibungen, gemessen an der Bevölkerung.

Ob eine Frau eine Schwangerschaft sicher und hygienisch beenden kann, darüber entscheiden vor allem drei Fragen: Wie wohlhabend ist das Land, in dem sie lebt? Wie religiös, wie gleichberechtigt ist die Gesellschaft? Und welche Gesetze ergeben sich daraus?

Die Wirtschaftslage entscheidet über die Ausstattung des Gesundheitssystems, über Beratungsangebote, auch über den Zugang zu Verhütungsmitteln, sodass Frauen gar nicht erst unerwünscht schwanger werden. Länder **südlich der Sahara** bilden die ärmste Region der Welt. Hier sterben die meisten Schwangeren durch Abtreibungen.

Die **USA** zeigen, dass Geld allein nicht reicht: Während im liberalen Kalifornien 512 Einrichtungen Abbrüche vornehmen, gibt es im konservativen Bundesstaat Mississippi nur zwei (Stand 2014). Dort geben 12 Prozent der Einwohner an, sie seien nicht religiös, in Kalifornien sind es 41 Prozent. Das spiegelt in etwa die Lage weltweit wider: Strenge Abtreibungsgesetze gelten oft in stark religiös geprägten Gesellschaften.

In Europa sind auf **Malta** Abtreibungen komplett verboten. Im katholischen **Irland** drohen einer Frau, die Abtreibungspillen bestellt, bis zu 14 Jahre Haft. Die **Niederlande** dagegen haben eines der liberalsten Gesetze, Frauen können dort anonym abtreiben.

Deutschland hat, wie viele westliche Länder, einen paradoxen Kompromiss zwischen religiösen Gefühlen und liberaler Gesellschaft geschlossen: Schwangerschaftsabbrüche sind verboten, bleiben aber unter Bedingungen straffrei. Voraussetzung ist ein Beratungsgespräch. Offizielle Informationen über Ärzte, die Abbrüche durchführen, gibt es nicht.

Wohlstand, eine gleichberechtigte Gesellschaft und liberale Gesetze – diese drei Faktoren müssen zusammenkommen, damit eine Frau ihre Schwangerschaft sicher abbrechen kann. Armut, strenge Religiosität und Verbote dagegen machen Aborte zwar schwierig und riskant, doch verhindern können sie sie nicht: In Ländern mit strikten Gesetzen treiben nicht weniger Frauen ab.



Großmutter als Mutter aus, damit die neuen Maras nichts von Teodoras Existenz erfahren.

Angel ist ein verschlossener Junge, geprägt von einem Land, in dem die Angst regiert. Erst beim gemeinsamen Fußballspielen taut er auf und führt uns zu den spärlichen Maisfeldern seines Großvaters.

„Meine Mutter hat mir eingetrichtert: Lerne viel, damit wir irgendwann ins Ausland fliehen können“, verrät er. „Aber die Banden sagen, wenn ich zu

gute Noten bekomme, dann werden sie mich hinrichten.“ Warum?

„Sie wollen dummen Nachwuchs.“

Teodoras Großmutter gibt zu, dass sie den Maras Geld zahlt, damit Angel weiter zur Schule gehen kann – eine Art Schulwegzoll, die wohl zynischste Form der Erpressung. „Es ist ein Delikt, ein Jugendlicher in diesem Land zu sein“, sagt sie niedergeschlagen.

Später beim Essen, Maissuppe mit Hühnchen und Chili, fragt sie: „Könnt ihr Teodora nicht mit ins Ausland neh-

men? Sie kann unmöglich zurückkehren. Die Banden werden sie und Angel töten. Sie gilt als Babymörderin, egal wie die Wahrheit ist. Selbst meine Geschwister nennen sie so. Hilfe haben wir von ihnen nie bekommen, nur von Amnesty International und ausländischen Reportern. Nur ihr wollt sie frei.“

Da mischt sich Angel ein: „Ich will sie auch frei, aber ich habe Angst, dass sie ermordet wird.“ Dann sagt er den unendlich traurigen Satz: „Im Gefängnis ist sie sicherer.“

IN VERWINKELTES Haus in der Hauptstadt: Hier laufen die Vorbereitungen für Teodoras Freilassung. „63 Tage“ steht an der Wand – der Countdown bis zum Gerichtstermin, an dem ihr Fall neu aufgerollt werden soll. Darunter ein Plakat mit ihrem Foto und dem Hashtag „Libertad ya“ – endlich Freiheit. Sie ist jetzt eine Symbolfigur. Zehn der 30 Jahre hat sie abgesessen.

Es ist der Sitz der Frauenorganisation Agrupación. Kampagnen, Radio-

Cande Vela wurde vor ihrem Haus von Gangmitgliedern vergewaltigt.

»Ich habe es kaum überlebt. Sie ließen mich einfach liegen in meinem Blut«, erzählt sie. »Später kam mein Mann und fragte: ›Mit wem hast du dich eingelassen?‹ Dann schlug er zu«

sendungen, Leitartikel entstehen hier. Und auch Expresssendungen aus den Niederlanden treffen hier ein – mit der „Pille danach“. Die letzte Rettung für El Salvadors Mädchen und Frauen, sagen sie hier. Eine Unterwanderung des

Gesetzes, sagen ihre Gegner, die Einmischung einer fremden Macht.

Die Vorsitzende ist Sara García, eine junge Anwältin, die die Freilassung der Frauen zu ihrem Lebenswerk gemacht hat. Sie tritt an gegen das, was sie ein Komplott der Oligarchie nennt, einen Verbund aus ARENA, Opus Dei, evangelikalen Kirchen und konservativen Medien. Gerade schaut sie die Zeitungen des Tages durch. Wieder einmal positionieren sich alle Leitartikel gegen Abtreibungsrechte.



Wenn eine Kirche greiser
Männer über die Moral wacht:
Unter den Augen längst
verstorbener Päpste erholt sich
die jugendliche Königin des
Palmenfestes von Panchimalco
von den feierlichen Umzügen
zu Ehren der Jungfrau Maria



„Wir haben es in El Salvador mit einem repressiven System zu tun“, sagt García mit Nachdruck. Es sei ohnehin ein zutiefst machistisches Land mit einer der höchsten Mordraten der Welt (81 pro 100 000 Einwohner) und zudem einer der höchsten Raten an *femicidios*, Frauenmorden (mehr als 400 pro Jahr). Dazu kommt, dass häusliche Gewalt oft nicht geahndet wird. Allmächtige Bandenmitglieder erpressen Mädchen und junge Frauen mit der Drohung: Entweder Sex, oder ich ermorde deine Familie. Die Opfer von Vergewaltigungen sind in mehr als der Hälfte der Fälle jünger als 15. Nur zehn Prozent enden mit einer Verurteilung des Täters, so García. „Frauen und Mädchen sind hier Menschen zweiter Klasse“, sagt sie und malt ein apokalyptisches Bild, das nicht so anders erscheint als unter den Taliban oder Boko Haram. Aber dann fügt sie hinzu: „Jetzt gibt es Hoffnung.“

Der Grund liegt vor ihr auf dem Tisch: Protestbriefe aus aller Welt, Abtreibungskits aus Kolumbien, Unterstützung von den Vereinten Nationen, der Organisation Amerikanischer Staaten, Amnesty International. „Wir fahren eine neue Strategie“, verrät García. Dieselben Richter, die sich vorher dem Druck der Kirche beugten, könnten sich nun dem Druck der Welt beugen müssen.

»Wir verhalten uns wie im Mittelalter«, sagt Johnny Wright Sol. Der ARENA-Abgeordnete will das Gesetz gegen Abtreibungen kippen – andere fordern, die Strafen sogar noch zu erhöhen

Tausende Protest-E-Mails treffen beim Justizminister ein. Junge Rechtsanwältinnen nehmen sich der Fälle neu an. Ausländische Botschafter, unter ihnen auch der deutsche, verfolgen Fälle wie den Teodoras im Gerichtssaal.

García setzt auf das Motto: Wenn Salvadorianer El Salvador nicht ändern wollen, dann vielleicht die Welt.

Wie sind Teodoras Chancen? „Es gibt positive Signale aus dem Ministerium.“

Und was erwartet Teodora danach? Jetzt wird die Anwältin nachdenklich. Sie sucht verzweifelt nach einer Lösung. Vier der 17 Frauen sind bisher vorzeitig freigekommen, aber drei von ihnen gleich geflohen. Eine nach Italien, eine in die USA, eine wurde von Schweden aufgenommen. Zum ersten Mal weltweit erhielt eine wegen Abtreibung verurteilte Frau politisches Asyl.

„Vielleicht Asyl in Deutschland?“, fragt sie.

Wir stellen die Frage später auch dem deutschen Botschafter Bernd Finke, der sich für die Freilassung von „Las 17“ einsetzt und sie regelmäßig im Gefängnis besucht. Er sagt bei einem Interview

in der Botschaft: „Ich würde alles dafür tun. In El Salvador haben sie keine Zukunft. Aber die Entscheidung treffen deutsche Gerichte.“

Für Sara García ist Teodoras Freilassung nur ein nächster wichtiger Schritt. „Wir müssen das Gesetz kippen. Nur so werden Frauen gerettet, nicht nur im Gefängnis. Es gibt viele Schwangere, die sich mit Komplikationen nicht in ein Krankenhaus wagen, aus Angst vor Festnahmen. Und viele, die bei Abtreibungen sterben, weil sie diese in ihrer Not selbst durchführen.“

Es gebe derzeit eine Chance für ein neues Gesetz im Kongress. Aber García hat es mit starken Gegnern zu tun.

DIE GRÖSSTEN FEINDE der mutigen Frauen finden sich im vierten Stock des Nationalkongresses unter einer Parteifahne, die ein weißes Kreuz ziert. Es handelt sich um Räume der Anti-Abtreibungs-Partei ARENA, die das Land 20 Jahre lang regierte. Sie will nicht nur Teodoras Freilassung verhindern, sondern – wie ihr Abgeordneter Ricardo Velásquez Parker – das Strafmaß für die angeblichen Kindstötungen auf 50 Jahre heben, das höchste überhaupt. Das hiesige Credo lautet: Der Fötus kann nichts dafür, wenn seine Mutter vergewaltigt wurde oder krank ist.

Wer die Parteiräume besucht, trifft vor allem auf weißhäutige Männer der Oberklasse, oft Nachfahren von Plantagenbesitzern und Unternehmer, die unberührt von den Sorgen der meisten Salvadorianer in bewachten Wohnanlagen leben. Genauso, wie sie früher über ihre Leibeigenen verfügten, verfügen sie heute über das Leben junger Frauen. Sie agieren im Verbund mit der Pro-Life-Organisation „Sí a la vida“ (Ja zum Leben), teilfinanziert von evangelikalen Christen aus den USA, und mit Opus Dei, dem radikalen Arm der katholischen Kirche.

Es ist einer dieser Orte in Lateinamerika, wo christliche Fundamentalisten noch freie Hand haben.

ARENA hat 1997 das drakonische Gesetz nicht nur durchs Parlament gebracht, sondern das Abtreibungsverbot auch gleich in die Verfassung schreiben lassen. Das Prinzip dahinter: Was interessieren uns internationale Werte? Wir folgen der Tradition unseres Landes. Als wäre das Abtreibungsverbot ein nationales Kulturerbe.

Die meisten ARENA-Politiker lehnen Interviews ab, nur ein junger Abgeordneter empfängt uns, Johnny Wright Sol, 35. Allerdings nicht im Kongress, sondern seinem Haus in Escalón, dem Viertel, in dem Teodora einst putzte. Ein modern wirkender Mann, Hipster-Bart, breite Schultern, einer, der auch Reklame für Outdoor-Produkte machen könnte. Er ist in den Kongress hineingewachsen, wie es für Söhne der Oberklasse so üblich ist.

„Wir sind eine Pro-Life-Partei“, sagt er entschuldigend, „das ist Teil unseres Gründungsmythos. Aber gerade verhalten wir uns wie im Mittelalter. Jedes

zivilisierte Land der Welt lässt Abtreibungen zu, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist.“

Warum ist El Salvador so anders?

Wright verdreht die Augen. Selbst Chile, Bastion der katholischen Kirche, habe sich zu einer Lockerung durchgerungen. „Wir sind eine sehr patriarchalische Gesellschaft. Und das Thema Abtreibung ist tabu. Ich wollte zumindest eine Debatte anregen, aber selbst das ging nicht. Dabei hat eine Umfrage ergeben: Drei Viertel der Bürger sind für eine Gesetzesänderung, wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist.“

Der Fall von Teodora und „Las 17“ setzt Wright schwer zu. Er war bei ihnen im Gefängnis. Der Besuch hat ihn verändert. Fortan folgte er nicht mehr der Parteiideologie, sondern seinen Re-

»Ab wann ist ein Mensch ein Mensch?«, fragt ein drastisches Wandgemälde von Abtreibungsgegnern an einer Straße, die in die Hauptstadt San Salvador führt

cherchen. Er stieß dabei auf eine Realität, die ihm den Magen umdreht. „Es trifft immer nur arme Frauen“, sagt er wütend. „Reiche setzten sich ins Ausland ab. Selbst unsere Kliniken führen Abtreibungen heimlich durch, wenn man viel Geld bezahlt.“

In der Praxis sieht es so aus: Das Abtreibungsgesetz gilt allein für die Unterschicht.

Aber jetzt sieht auch Wright eine Chance. Er rückt etwas näher an uns heran und gibt das Konzept seiner Rebellion preis, das nur ein ARENA-Abgeordneter durchsetzen könne, eine Art Palastrevolution. Er zählt die Abgeordneten auf, die er überzeugen kann, Schwangerschaftsabbrüche wenigstens im Fall von Vergewaltigungen Minderjähriger und zum Schutz des Lebens der Mutter zuzulassen. An weitere Ausnahmen sei derzeit nicht zu denken, nicht mal bei embryonalen Defekten oder im Falle von Vergewaltigungen erwachsener Frauen.



»JETZT GIBT ES HOFFNUNG« ANWÄLTIN SARA GARCÍA

»DAS SIND ÜBERLEBENDE DES TERRORS« »DR. GÓMEZ«

„Ich brauche 42 Stimmen im Kongress. 35 davon bekomme ich von der regierenden FMLN, der ehemaligen sozialistischen Guerilla-Organisation. Zwei brauche ich von kleineren Parteien. Und fünf von uns, der ARENA, davon habe ich zwei. Im privaten Gespräch geben mir viele Abgeordnete Recht, aber sie trauen sich nicht, das auch öffentlich zu machen. Sie haben Angst, alles zu verlieren. Nicht nur ihre politische Karriere, sondern vor allem die Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Elite.“

Danach könnte auch Wright seine Karriere vergessen. Gälte dies nicht als Hochverrat?

„Bei ARENA schon“, sagt Wright. „Aber ich baue eine Reformbewegung auf. Ich habe in der Politik so viel Korruption und Vetternwirtschaft erlebt. Wir brauchen den kompletten Neuanfang, eine Generalüberholung dieses gescheiterten Staates. Wir sind eine von Gewalt durchdrungene Gesellschaft.“

»Erwischen sie mich, lande ich im Gefängnis«, weiß »Dr. Gómez«, der Opfern von Vergewaltigungen den Abbruch anbietet. »Aber es ist meine Pflicht, den Mädchen zu helfen«



Die Abtreibungsdebatte ist davon nicht zu trennen.“

Bis dahin setzt Wright auf zivilen Widerstand. „Fast alle Ärzte unterstützen meinen Gesetzentwurf. Sie stehen jeden Tag vor einer furchtbaren Entscheidung: den Frauen die Hilfe verweigern – oder?“ Er macht eine Pause. „Ich weiß nicht, ob man das veröffentlichen soll: Gesetzesbruch. Untergrund.“

DER UNTERGRUND von El Salvador ist kein Camp von Guerillas im Dschungel, sondern das Hinterzimmer eines unscheinbaren Hauses im Osten des Landes, vier Autostunden entfernt von der Hauptstadt. Hier, in der Region des Kakaos, einer der ärmsten, führt der Gynäkologe »Dr. Gómez«, 41, in einer Seitenstraße eine Landarztpraxis. Seinen wahren Namen möchte er nicht nennen. Ein Schild am Eingang weist auf Allgemeinmedizin.

Dr. Gómez bekam in den letzten Jahren immer häufiger Besuch von verzweifelten Patientinnen, die Opfer von Vergewaltigung durch die Banden oder von sexuellem Missbrauch wurden. So traf er eine Entscheidung: „Es ist meine ärztliche Pflicht, den Mädchen zu helfen. Viele meiner Kollegen verraten sie an die Justiz und verletzen ihre Schweigepflicht. Das ist das eigentliche Verbrechen.“

Er kennt Fälle von Ärzten, die die medizinische Behandlung krebserkrankter Schwangerer verweigern, weil sie Angst haben, im Falle einer Fehlgeburt angeklagt zu werden.

Gerade ist eine 15-Jährige vorbeigekommen, vergewaltigt von einem Anführer der Gang Barrio 18. Dr. Gómez zerreißt es jedes Mal die Seele, weil er das Elend nicht fassen kann. Er sieht sich selbst als eine Art Frontbeobachter. 60 Prozent seiner Fälle sind Sexualopfer. „Ich höre mir die Motive und Geschichten an und helfe jeder, auch wenn sie nicht zahlen kann. Doch ich sage auch: Wenn das herauskommt, gehen wir beide ins Gefängnis.“

Dr. Gómez greift nach einem Rucksack, in dem er seine Abtreibungspräparate Cytotec und Mifegyne versteckt, aus Angst vor Razzien. Er bekommt sie gratis aus dem Ausland, von der Organisation »Women on Web«. In komplizierten Fällen verweist er Patientinnen an eine eingeweihte Gynäkologin, die Abtreibungen noch bis zum sechsten Monat durchführt. „Wir haben ein Netzwerk von fünf Ärzten, die im Untergrund agieren. Ich arbeite außerdem im öffentlichen Krankenhaus und habe einen Pakt mit zwei der dortigen Krankenschwestern geschlossen: Wir tragen im Bericht nicht ‚Abtreibung‘ ein, sondern erfinden etwas.“

Ist das nicht ein Risiko?
„Ein sehr hohes Risiko. Wenn sie mich erwischen, lande ich für fünf bis acht Jahre im Gefängnis.“

Keine Angst?
„Große Angst sogar. Aber ich sehe es als meine ärztliche Pflicht an – und als meinen Widerstand gegen diesen unmenschlichen Staat.“

So hat jeder seine Rolle gefunden. Wenn Teodora die Symbolfigur ist und Sara García die Frontfrau der Bewegung und Johnny Wright Sol der Palastrebell, dann ist Dr. Gómez der Widerstandskämpfer.

„Wir haben in El Salvador eine widerliche Doppelmoral“, sagt er. „Aktuell gibt es den Fall eines mächtigen Kongressabgeordneten, der seine minderjährige Stieftochter missbraucht hat. Eigentlich bekäme er dafür acht Jahre Haft, aber keiner sagt was. Gleichzeitig sitzt Teodora 30 Jahre hinter Gittern, obwohl es sich nicht mal um Abtreibung handelte.“

Dr. Gómez holt nun ein Buch hervor, in dem er die brisanten Fälle dokumentiert. „Es gibt noch viel gravierendere Folgen dieses Gesetzes: Schwangere Mädchen bringen sich um, weil sie keinen Ausweg sehen. Oder sie tragen die Babys aus, obwohl sie auf schlimmste Weise vergewaltigt wurden. Die psychischen Folgen müssten Sie sehen. Das sind Überlebende des Terrors.“

Wenn Dr. Gómez von Überlebenden spricht, meint er eine Frau wie Cande Vela, 29, Wäscherin aus der Kleinstadt Suchitoto im Zentrum von El Salvador. Auf dem Weg zu ihr passieren wir Plakate der Organisation „Sí a la Vida“ mit der Warnung: „Bei einer Abtreibung stirbst du innerlich“ sowie Statuen zur Verteidigung des ungeborenen Lebens, als gehöre diese zur Staatsräson.

WIR FINDEN CANDE am Rand einer abbruchreifen Siedlung. Eine bitterarme Frau mit einem ausgezeherten Körper, die ihre vier Kinder mit Reis und Bohnen durchschleppt. Sie lebt in einer Hütte, die diesen Namen kaum verdient, eine Ansammlung von Brettern zwischen hohem Gras.

Cande wuchs ohne Eltern auf, ihr Bruder starb jung im Bandenkrieg. Sie band sich früh an einen trinkfreudigen Mann, der sich nur blicken ließ, wenn er Geld oder Sex wollte. „Eines Tages kamen zehn Gangmitglieder und sagten, wenn sich mein Mann nicht um mich kümmert, müsstest du es tun. Sie vergewaltigten und folterten mich.“

Cande erzählt es nüchtern, fast teilnahmslos, in Gegenwart einer Sozialarbeiterin. „Ich habe es kaum überlebt. Sie größten: Töten wir sie noch. Aber sie ließen mich einfach liegen in meinem Blut. Meine vierjährige Tochter fand mich. Später kam mein Mann. Er sagte: Mit wem hast du dich eingelassen? Dann schlug er zu.“

Candes Hütte ist so etwas wie der Ground Zero Lateinamerikas. Wir haben in den letzten Jahren viel Armut und Gewalt erlebt, aber nie kam beides in roher Form so zusammen wie hier.

Die Sozialarbeiterin nimmt Cande in den Arm und lässt Essen für sie und ihre vier Kinder kommen. Cande will wissen, wie es „Las 17“ geht. Sie hat die Fälle verfolgt, vor allem den Teodoras. Sie nennt sie ihre Heldin, eine Schwester im Herzen.

Ihr Sohn Luis drängt sich auf ihren Schoß: „Ich habe Hunger, Mama!“

„Das ist das Produkt“, sagt Cande über den Jungen. „Er ist jetzt sechs.“ Zum ersten Mal huscht ein Lächeln

LOKAL UND INTERNATIONAL

Wer den Frauen in El Salvador hilft

Die Organisation »Women on Web« versorgt Frauen, die ungewollt schwanger geworden sind, weltweit mit Medikamenten zur sicheren Abtreibung. womenonweb.org

Die lokale Organisation »Agrupación Ciudadana« setzt sich für Straffreiheit bei Abtreibungen etwa nach einer Vergewaltigung oder aus medizinischen Gründen ein. agrupacionciudadana.org

über ihr Gesicht. „In der Schwangerschaft habe ich an Selbstmord gedacht. Auch an Abtreibung. Es gibt Medizinmänner, die verabreichen Kräuter dafür. Aber du kannst auch daran sterben.“

Warum ist sie nicht ins Krankenhaus gegangen? Es gibt Ärzte, die heimlich helfen. „Angst“, sagt sie.

Oder zu einem Frauenhaus in der Hauptstadt?

„Ich habe nicht mal Geld für Schuhe.“

Dann sagt sie einen Satz, der einiges durcheinanderbringt: „Ich bin froh, Luis nicht abgetrieben zu haben. Ich liebe ihn, mehr als meine anderen Kinder.“

Die Sozialarbeiterin entgegnet: „Das haben sie ihr in der Kirche eingepft.“

„Ich habe zu Gott gefunden“, insistiert Cande. „Seitdem geht es mir besser. Ich habe meinen Mann verlassen. Ich trinke auch nicht mehr.“

Aber sollen Frauen das Recht auf Abtreibung haben?, fragen wir sie. Frauen wie in ihrer Situation damals?

Sie zögert. „Die Kirche sagt Nein“.

Und Sie? „Ich sage: Ja. Ich denke da nicht an mich. Ich denke an ‚Las 17‘, vor allem an Teodora.“

DREI MONATE später, am 13. Dezember 2017, steht die Entscheidung im Revisionsverfahren Teodora Vázquez versus Republik El Salvador an. Im Saal sitzen Repräsentantinnen von Frauenorganisationen, die Botschafter Kana-

das, Spaniens, Deutschlands, eine weltweite Phalanx des Widerstands gegen den Unrechtsstaat El Salvador.

Doch zum Entsetzen aller bestätigt das Gericht – „einstimmig und im Einklang mit der Verfassung“ – die Verurteilung zu 30 Jahren Haft wegen Mordes an einer Neugeborenen.

Ende Januar besuchen wir Teodora ein letztes Mal im Gefängnis. Sie sieht müde aus, ausgezehrt von diesem Dauerzustand zwischen Hoffen und Bangen. „Ich will keine Symbolfigur mehr sein“, sagt sie. „Ich will nur noch raus.“ Was hilft jetzt noch?

„Druck von außen“, sagt sie. „Die rechtlichen Mittel sind ausgeschöpft.“

Nun schaltet sich auch die UNO ein und fordert ein Moratorium. Tatsächlich häufen sich Anzeichen, dass das Justizministerium angesichts des internationalen Drucks einknickt. In einem internen Papier des Obersten Gerichtshofs mit der Nummer SG-CM-218-2017, das uns zugesteckt wird, heißt es: „Die Strafe ist ungerecht, ohne Sinn und entgegen den Zielen der Verfassung.“

Und dann, am 15. Februar, erfolgt tatsächlich die Freilassung. Die Strafe wird nicht aufgehoben, aber umgewandelt. Teodora Vázquez verlässt morgens in einem weißen T-Shirt das Gefängnis und fällt in die Arme ihrer Familie.

Was werden Sie als Erstes tun?, fragen wir sie.

„Meinen Sohn nicht mehr aus meinen Armen lassen. Und dann nur noch raus aus dem Land.“ Wohin?

„Vielleicht Schweden?“, sagt Teodora Vázquez fragend und blickt dann erwartungsvoll auf: „Oder Deutschland? Ginge Deutschland?“



Reporter **JAN CHRISTOPH WIECHMANN** kennt viele dunkle Ecken in Lateinamerika und war doch von den Zuständen in El Salvador schockiert. Was er und Fotografin **NADIA SHIRA COHEN** erlebt haben, steht in der Rubrik „Unterwegs“, Seite 8.